

Cante Leontine.

Charakterzüge von E. R. i. d. e. berg.

Warum die Cante Leontine noch immer eine so große Rolle bei uns spielt, trotzdem sie doch schon zehn Jahre todt ist? Ja, das kann ich nicht in wenigen Worten erklären, da muß ich schon die ganze Persönlichkeit beschreiben, und das ist schwer, wenn nicht unmöglich.

Sie war klein, unterseht und so kurzadig, daß man hätte meinen können, sie sei ein wenig buckelig. Ihr Rücken war aber tersengerade und so steif, daß er sich im Leben nie vor irgend wem beugte. Ihr rundes Gesicht mit den starken Jochbeinen hatte volle Backen, die wie aufgeblasen aussahen; zwischen ihnen lag eine stark gebogene Nase und ein strenger Mund in einer Höhlung eingebettet. Über den grauen, nachschärfen Augen zogen sich finstere schwarze Brauen in lühner Wölbung und das dunkle Haar lag straff, in der Mitte gescherte, über der niedrigen breiten Stirn. Ein schönes Gesicht war das gewiß nicht, auch kein lebenswürdiges, aber eines, das frapirte, nach dem man sich noch einmal umdrehte, wenn man es nur flüchtig gesehen hatte.

Eine Rolle hat Cante Leontine in unserem Leben gespielt, so lange ich denken kann, buchstäblich genommen, denn die erste bewußte Erinnerung meines Daseins ist bereits mit ihr verknüpft.

Ich muß damals wohl etwa vier Jahre alt gewesen sein, als sie mich dabei ertappte, wie ich für ältere Genossen aus der Nachbarschaft Schmiere beim Obstmausen fand. Ich hatte, ehe ich es mir verhalf, ein paar schallende Ohrfeigen weg.

„Wenn's denn schon mal gefohlen sein muß, dann thut man wenigstens mit und brüht sich nicht feige drum herum!“ Den tiefen Sinn der Worte habe ich freilich erst viel später verstanden gelernt.

Ein andermal hatte ich meinem älteren Bruder Hans eine Schachtel Soldaten fortgenommen. Er war ein zart veranlagtes Büschlein und zog es vor, in Thränen auszubrechen, anstatt mit mir der Faust das unrechtmäßig erorbene Eigenthum freitrag zu machen. Der Vater prügelte mich, Cante Leontine kam hinzu, ergriß ohne weiteres den heulenden Bruder, schob ihn dem Vater zu und kommandirte:

„So, nun den!“
„Aber er hat ja nichts gethan!“
„Er hat sich kein Eigenthum nehmen lassen, dafür verdient er mindestens ebensoviel Schläge, wie der andre. Der wird sich wenigstens im Leben einmal nicht die Butter vom Brot stehlen lassen.“

Man kann ohne weiteres begreifen, daß Cante Leontins Ansichten und Methoden manchmal die schlimmsten pädagogischen Begriffsverwirrungen im Kinderzimmer angerichtet haben würden, wenn sie es zum bevorzugen Feld ihrer Thätigkeit ausgewählt hätte; aber Cante Leontine war nicht kinderlieb, sie benötigte sich damit, getreulich die Epistolenrolle des weisen Rabi bei uns zu spielen.

Cante war Mutter's rechte Schwester. Wie Geschwister in jeder Beziehung so verschieden sein können, innerlich und äußerlich, wie die beiden, ist mir bis heutigentags nicht begreiflich geworden. Den Lebensunterschied könnte ich noch zu allererst verstehen, denn Leontine war von einer entfernten Tante, die im Geruch der Sonderbarkeit stand, erzogen worden — von der mag etwas auf sie abgefaßt haben. . . . Aber meine große, schöne, statliche Mutter und diese knorrige Snomengestalt Schwester? Uebrigens hatte Cante Leontine jene Tante beerbt, und abgesehen davon, daß eine große gegenseitige Hochachtung meine Eltern mit ihr verband, war die reiche Tante auch ein kostbares Besitztum für eine kinderreiche, nicht eben in glänzenden Verhältnissen lebende Familie.

Sie hatte das letzte ausschlaggebende Wort bei allen wichtigen Angelegenheiten, allen größeren Geschäften des inneren Haushalts; der Kochknecht auf für den Winter, die Kontrakte mit den Dienstboten, die Anschaffung unserer Garderobe ufm. wurden nicht leber abgehandelt, bis Cante Leontine sie sanktionirt hatte. Sie bestimmte auch, in welcher Pension Schwester Hedwig kommen, und welche Schule jeder von uns Jungens besuchen sollte. Aber sie besaß auch die Unkosten dafür als ganz selbstverständlich, ohne ein Wort zu verlieren, ja es gab unangenehme Auftritte, wenn die Eltern etwas davon übernahmen.

Anfangs hatte der Vater sich gegen die Bevormundung aufgelegt, aber da hatte die Tante ihm seelenruhig erklärt: „Du bist ein ganz tüchtiger Jurist, hast aber nur den Umgang mit deinen notorischen Verbrechern studirt!“ — mit den verkappten Schelmen, die in der Welt frei herumlaufen, verließst du so wenig zu verlernen, wie deine liebe Frau Gure Cibbogen sind nicht hier genau dazu, sich aufzureden, daß ich euch meine erprobten dazu herleiße — und dabei blieb es.

Allmählich kam Vater dazu, die Schwägerin von der humoristischen Seite zu nehmen. Seitdem verstanden sie sich und waren die besten Freunde.

Daß wir Kinder es im Verlehr

mit ihr nicht sehr leicht hatten, ist einleuchtend. Sie war keine sanfte gefällige Tante, die uns unsere Spezialwünsche hinter dem Rücken der Eltern mit Freuden erfüllt hätte; sie half uns nicht bei den Schularbeiten, schenkte uns keinen Kalchgrofchen und, wenn wir bei Tisch ein Geräch nicht essen wollten, so gab's bei Tante keinen Parbon. Sie fiel auch nicht in Ohnmacht, wenn sich einer ein Loch in den Kopf geschlagen hatte, und ein gewöhnlicher Katarrh fand weiter keine liebevolle Beachtung bei ihr; aber sie war dafür im Stande, wochenlang unentwegt an unserm Bett zu wachen, wenn etwas Ernstliches vorlag. Sie litt nicht, wenn uns Vater für gerissene Hosen strafen wollte, und wenn sie sah, daß ein stärkerer Junge uns verprügelte, war sie wie der Blitz unter uns und hatte den Sünder zwischen den berden Händen, die gefürchteter waren als des Lehrers dicker Stod.

Sie war also alles in allem unser fürsorgender Engel, aber kein bequemer Engel und kein seraphischer! Wie ein Cerberus wachte sie über unser Wohlergehen, es kam ihr nicht darauf an, uns an den Haaren zu unserem Glück zu ziehen, und ihre Gutmüthigkeit waren manchmal recht unbequem und schwer zu tragen, selbst in ganz alltäglichen Dingen.

Da war z. B. der grüne Salon, ein Weihnachtsgeschenk der Tante an die Eltern und ein getreues Abbild ihres Geschmacks, der so urwüchsig war, wie sie selber. Er wurde von Vater gemieden und von Mutter ihren Gästen unterschlagen, so oft es anging. War das nicht möglich, so lag ein verlegenes Roth auf ihrem Gesicht, so oft ein fremdes Auge die giftigen Möbelbezüge und die mit aufdringlich großblumigen Tapeten beklebten Wände streifte.

Als Schwester Hedwig ihren ersten Verehrer hatte, der auch zugleich ein Freier zu werden versprach, gab's einen heimlichen Kampf zwischen ihr und Mutter wegen neuer Möbelbezüge und Tapeten, die ein wenig distreter wären.

Mutter versprach, bei Tante zu sondiren, ob sie es nicht übernehmen würde. . . .

Käuflich hatte Tante mit ihrem Scharfsinn sofort den Grund für diesen ausschweifenden Wunsch ertarhen — der Freiersmann war's. Sie sah ihn sich darauhin gleich recht genau an, als er ihr vorgestellt wurde, und das war schlimm für ihn.

„Er ist ein Windhund,“ erklärte sie. „Aber Leontine, wie kannst du ein überreites Urtheil fällen! Woher willst du das wissen?“

„Ich gebrauche meine Augen, ihr nicht! Er sieht aus, wie ein gedehnter Friseur!“ — Bruder Max und ich fanden, daß sie nicht so unrecht hatte. . . .

„Wenn er am Spiegel vorbeigeht, verfehlt er nie, hineinzuublicken.“
„Mein Gott, alle jungen Leute sind ein bißchen eitel.“

„Er trägt einen unechten Stein im Ring. — Und das Bouquet, das er Hedwig geschickt hat, stammt vom Wochenmarkt — ich kenne die Art.“

„Was thut denn das, es ist doch ein schöner Strauß.“

„Ja, aber er hat ihn in eine Manschette vom Hofgärtner gesteckt, warum? — Ein Schwindelmeier ist er, der gute Herr!“

Dabei blieb die Tante. Sie hatte nichts dagegen, wenn Hete mit Gewalt in ihr Unglück laufen wollte, aber sie würde nicht ihre Hand dazu bieten — nicht einen Pfennig gab sie zur Aussteuer.

Da gab es denn trübe Tage bei uns, vermeinte Augen, ungemüthliche Raschheiten, gründlich verdorbene Laune auf allen Seiten, und von Hedwig noch eine stille heiße Wuth auf die Urheberin ihrer Leiden, die allein von der Stimmung im Hause nichts zu merken schien. Das regte Hete nur noch mehr auf, und als Tante nach einigen weiteren Besuchen des Herrn Berthold es nicht mehr der Mühe werth hielt, bei seiner Anwesenheit zu erscheinen, hatte der Grimm nicht mehr Platz in ihrem jungfräulichen Busen.

Sie stellte die Tante zur Rede — das junge Ding! Ich weiß heute noch nicht, wo sie den Muth dazu hergenommen hat, — und die Worte, die sie ihr sagte! Wir großen Jungens starrten uns sprachlos an — hatte sie den Verstand verloren?

„Was weißt denn du von solchen Dingen,“ rief sie ihr zu, „du hast doch sicher niemals geliebt! Wer würde dich denn auch haben heirathen wollen! — Du hast ja gar kein Herz!“

Mutter sah da, als habe der Schlag sie gerührt. Tante Leontine verlor ihre Fassung nicht einen Moment. Ihr Blick ruhte eifrig auf der Nichte, ihren harten Mund umspielte ein Lächeln des Hohns: „Du hast recht, meine liebe Hete, wer würde eine Person, wie mich, geliebt haben? Aber es wundert mich, daß ein Mensch mit so viel Herz, wie du, zu dieser Erkenntniß gekommen ist! Da hat wohl ein andrer ein bißchen Suggiren helfen? Sage deinem Schatz mein Kompliment, er beginnt in meiner Achtung zu steigen, da er so schnell dies Eitel, das sich Tante Leontine nennt, durchschaut hat.“

Sie ging hinaus mit raschen kurzen Schritten. Wir hörten sie den Korridor entlang schreiten und die Thür ihres Zimmers energisch hinter sich ins Schloß ziehen.

Mutter meinte: „Du weißt nicht, was du ihr angethan hast!“

Und da hörten wir erwachsenen Kinder denn das erste und einzige Mal, warum Tante Leontine eine alte Jungfer — und diese alle Jungfer geworden war.

Sie hatte als junge reiche Erbin einen Bräutigam gehabt. Er war ein schöner, statlicher, eleganter Mann, einer von denen, dem die Frauenherzen zufliegen, und sie, hinter der eine so schwere Jugend bei der verstorbenen Tante lag, hing mit lebenshaftlicher Liebe an ihm. Die Hochzeit war bestimmt, alles da zu bereit — da erhielt sie einen anonymen Brief mit der Nachricht, daß ihr Bräutigam längst verheirathet und ein notorischer Heirathschwinder sei, der sie nur um ihr Geld habe betrügen wollen. Seine Frau mit drei Kindern säßen verlassen, dem Elend preisgegeben in einer kleinen Stadt.

Mutter hat damals für Tante's Verstand gefürchtet. Aber Leontine ist nicht zusammengebrochen, hat nicht geweint und geklagt, will die fertige Aussteuer in den Schrank geschloffen und sich auf die Bahn gesetzt, um zu der verlassenen Frau zu fahren und die Wahrheit zu erkunden. Es ist alles genau so gewesen, wie der Brief ihr gemeldet hatte.

Tante Leontine hat auch vor Gericht die Sache ausgefochten, tapfer standgehalten, bis das Urtheil des Schwunders gesprochen war. Dann ist sie eines Tages verschwunden gewesen — verfehlt, wohin, wußte niemand. Wahrscheinlich hat sie die ganze Welt durchstreift, denn sie konnte alle Erdtheile.

Zwei volle Jahre haben ihre Angehörigen nichts von ihr gehört, und man würde sie todt geglaubt haben, wenn sie nicht ein paar Zeilen hinterlassen hätte mit der Versicherung: „Ich komme wieder, vergißt euch nicht!“ — und auf das, was Tante Leontine sagte, war schon von jeher felsenfester Verlaß gewesen. Eines Tages war sie dann plötzlich wieder da und fügte sich in ihren alten Platz ein, als sei nichts geschehen. Alles war wieder, wie vorher, nur sie nicht! Aus dem fröhlichen, gutberzigen, vertrauensvollen Mädchen war eine herbe, mißtrauische, nach außen hin schroffe und schwer zugängliche Frau geworden — das Augenbild der Tante Leontine von heute.

Hedwig war tief beschämt und wir alle mit ihr. Die kleine Tante mit der protesten Gestalt und den nichts weniger als heroischen Bewegungen, über die wir uns manch leichtes Mal im Stillen geäußert oder lustig gemacht hatten, war zur Heldin vor uns empor gewachsen, und ihre Eigenheiten und Absonderlichkeiten schienen uns jetzt von ihrem tragischen Schicksal verklärt. Wir hatten das Empfinden, als ob wir ihr die Hände tüffen müßten, was sie uns ein für allemal streng unterwarf hatte.

Sie liebte Küchereien überhaupt nicht, und am Abend bei Tisch gab sie sich wieder, wie alle Tage. Die Scene von Mittag schien sie vergessen zu haben, und als Hedwig sich ihr bittend nahen wollte, sagte sie rasch mit ihrem kurzen Aufschlagen:

„Mädel, dein Kragen sieht wahrhaftig schon wieder schief, und aus der Brotsche hast du eine Granate verdorren — heutjutage halten selbst die Schmuckfäden nicht mehr.“ Dann gab sie ihr einen Rasenstüber, und ohne darauf zu achten, daß dem „Mädel“ die Thränen über die Wangen rollten, drehte sie sie an der Schulter herum und schob sie von sich.

Der Friede mit Hete war wieder hergestellt, nicht aber ein besseres Verhältnis mit dem Herrn Berthold. Der war nach wie vor für Tante nicht vorhanden.

Werkwürdigerweise hatte mein Bruder Hans, der ein zartes, lebensames, träumerisches Büschlein geblieben war, sich merklich innig an den präsumtiven Schwager angehängt, obwohl der bedeutend älter war als er. Sie gingen viel zusammen aus, Hans fing an, seine Studien zu vernachlässigen, trug ein fahriges, überspanntes Wesen zur Schau, wurde eitel und kam jetzt öfter spät in der Nacht nach Hause, was früher nie der Fall gewesen war.

Tante sah das eine Zeit lang mit an, dann stellte sie Hans eines Morgens und er mußte heiditen.

Er hatte gepöbelt und tüchtig verloren, und zwar war der, welcher ihn dazu verführt, der jedes seiner Gedanken mit dem Hinweis auf die reiche Tante entwaffnet hatte, der Herr Berthold gewesen.

Vater hat nichts von dieser Sache erfahren, bis Gras darüber gemacht war. Mit Hedwig hatte Tante eine Aussprache. Die Schwester kam mit vermeinten Augen aus deren Zimmer, aber sie war gefaßt. Der Herr Berthold ist nachher nie mehr in unserm Hause gesehen worden.

Für Hans fand es Tante nöthig, daß er aufs Land zur Kräftigung käme, die Stadt- und die Stubenluft bekämen ihm nicht — er sollte Landluft werden, und die Eltern hielten das auch für sehr verständlich. Er kam in eine strenge Lehre und ist an Leib und Seele gekräftigt aus ihr hervorgegangen.

Und später hat dann auch die Tante eine Frau für ihn ausgesucht, ein lebenswürdiges, dabei thatkräftiges Mädchen, das Hans als Halt zur Seite stehen konnte. Und dabei habe ich gesehen, wie hart die robuste Tante in Herzens „Angelegenheiten“ doch auch sein konnte. Sie hat ihm das Mädchen nicht etwa zugeführt, nicht gesagt: „Die nimm, die paßt für dich“, sie hat sich begnügt, ganz in der Stille als Vorlesung über ihnen zu wachen, bis sie einander selber gefunden hatten.

Dann hat sie Mutterstelle an der Waife vertreten, sie ausgestattet und das junge Paar unter ihre ganz besondere Hut genommen. Erst viel später haben wir erfahren, daß unsere gute, bezirge Schwägerin — die Tochter des Mannes war, der Tante um ihr Lebensglück betrogen hatte.

Er war im Gefängniß durch Selbstmord zu Grunde gegangen, und Tante, die zeitlebens das Gefühl mit sich herumgetragen hat, seiner Frau, wenn auch unwillkürlich, ein schweres Unrecht zugefügt zu haben, hatte thatkräftig für seine Familie gesorgt in einer so distreten Art, daß unsere Schwägerin selber nicht einmal ihre Wohlthäterin getannt hatte.

Jetzt schläft Tante Leontine neben unsern guten Eltern, mit denen sie im Leben so unzertrennlich verbunden gewesen ist, und wir haben ihr auf den Grabstein geschrieben: „Hier ruht unser getreuer Gekhard.“

Der erste Schnee.

Eine kurze Wilddiebgeschichte von W. von Buttlar.

„Fort mit dieser elenden Schreiberei! Laß 'raus werden, was will, ich mag nicht mehr. Hab' ich deshalb den grünen Rod angezogen, um den ganzen, lieben Tag hinterm Schreibtisch zu hocken und mir die Finger mit Tinte zu beschmieren?“

Während warf Förster Römer den Hälter auf den Tisch, daß ein widerer Alex den angefangenen Bericht zierete. Dann erhob er sich und ging in das Wohnzimmer.

„Gerade wollte ich dich rufen, Hubert, zum Kaffee.“ Mit diesen Worten empfing ihn die schmale junge Gattin, und goß ihm auch schon eine große Tasse voll. Er ließ sich sogleich am Tisch nieder und dehnte die vom Eitzen auf dem Bureauhschemel eingeschlafenen Beine, zum nicht geringen Verdruß Erdmanns, des Ledels, der, in seinem Mittagsschlafchen dadurch unfaßt gewekt, mit eingestirnem Schwanz zum Ofen zog.

Die knisternden Buchenscheite verbreiteten eine behagliche Wärme durch den einfachen aber gemüthlichen Raum. Breit und schwer, fast kloßig hand der eigene Tisch vor dem gleichfalls großen, mit schwarzem Leder bezogenen Sofa, das die Breitseite des Zimmers fast ganz einnahm. Ein schönes, altes Büffel, noch aus der Väter Zeit, massiv aus dunklem Eichenholz, schmiedete die gegenüberliegende Wand. Einige einfach gerahmte Bilder an den Wänden, dazwischen alte Steinschloßfinten und ausgediente Saufedern. Den Fußboden bedeckten zahlreiche Rehbeden und Dachschwarten.

Das große Fenster eröffnete einen herrlichen Ausblick über den kleinen Vorgarten hinweg, in den tiefen, schweigenden Wald, dem der schon seit Stunden geräuschlos fallende Schnee ein prächtiges Winterkleid anlegte.

Der erste Schnee! — Wie hatten er und seine kleine Frau sich schon wochenlang auf ihn gefreut. Das häßliche Herbstwetter mit seinen Stürmen und peitschendem Regen, der alle Wege in wahren Morast verwandelte, war ja beiden verhaßt, ihr, weil die schmutzfarrenden Stiefel des Gatten und der Fortkäufer ihr die schönen weißen Plüßen des Hausflurs und die frischgekehrten Dielen der Zimmer so schädlich schmutzig machten, ihm, weil er als gehoramer Ehegatte stets im Fluß die Stiefel ausziehen mußte und ihm dieses ewige An- und Ausziehen in der Seele verhaßt war.

Gottschalk, das war nun vorbei. Unausföhrlich fielen die weißen Kristalle herab und bedeckten Boden und Bäume. Und welche Abwechslung, welche Leben brachten diese kleinen Floden mit sich. In der Scheune wurde der Schlitten von seinen laubschädlichen Umhüllungen befreit, und die kleine Frau träumte schon von herrlichen Fahrten in dem winterlichen Forst, zu den nächsten Belannten oder Sonntags nach der Stadt.

Weniger fröhlich hatten die Fortkäufer und Eleven den Schnee begrüßt. Jetzt hieß es den auf breiten Ruhen ruhenden Rastenschlitten zurechtmachen, der das Wildfutter an die bereits angelangten Futterstellen schaffen sollte. Da wurden Erbsenstroh und Bohnenstroh zurecht gemacht und die Rastanten in Portione eingetheilt, alles Heu in Bündel gebunden. Dann ging es täglich hinaus, oft Stunden weit, zu den Futterstellen. Wie oft mußten sie dabei den schweren Schlitten schieben helfen, wenn das alte brade Pferd an steilen Hängen oder

in dem tiefen Schnee die Last nicht allein fortbewegen konnte.

Etwas entschuldigete sie ja die Jagd, die jetzt leichter wurde, die Jagd auf das Raubzeug. Wie mancher Marber und Jitis verzieht jetzt seinen Aufenthalt durch die in der „Neuen“ so prächtig abgezeichneten Fährte. Wie mancher Fuchs mußte Abends am Mondlicht sein Leben lassen, wenn er, vom Hunger getrieben, sich allzu frech dem Hühnerstall näherte.

Allerdings, jede Jagd war nicht so leicht und gefahrlos. Auch andere Fährten zeigte der frische Schnee, Fährten, die noch emsiger verfolgt werden mußten und deren Verfolgung oft so tragisch endete: die Fährten jener „freien“ Jünger St. Huberti, die ohne Recht und Jagdschein, den wilden Drang in ihrer Brust, die im Blut stehende Jagdpassion oder die Sucht nach verbotnem Gewinn, nicht unterdrücken konnten.

Neuliche Gedanken mochten auch den Förster beschäftigen, als er jetzt, nachdem der Kaffeetisch abgeräumt, seine grüne Pfeife in Brand steckte.

„Es nützt nichts,“ murmelte er, „ich muß noch hinaus und die Futterstelle kontrolliren und nach dem Rechten sehen. — Glaube zwar nicht, daß die Kiste so unvorsichtig sein werden, bei der „Neuen“ ihre Kasjägeri fortzusetzen, aber wer weiß, sie sind zu allem im Stande, und da wären sie jetzt schon eher mal zu fassen.“

Der Tabakbeutel wurde frisch gefüllt, die Patronen verschwand in den tiefen Taschen der pelzgefütterten Toppe, der Drilling wurde umgehängt und Hut und Stod vom Haken genommen. Dann stampfte er hinaus, der besorgt „wohin“ fragenden Gattin noch über die Schultern zurufen: „Um acht Uhr spätestens bin ich wieder da.“

Hart knirscht der Schnee unter seinen festen Tritten. Es ist das einzige Geräusch in dem wie ausgestorben um ihn sich breienden Forst im prächtigen Winterkleide. Eine feierliche, fast unheimliche Ruhe umgibt ihn. Nur ab und zu zeugt die Fährte eines Rehs oder eines Hasen oder das Krächzen der durch sein plötzliches Erscheinen aufgeschreckten Krähen davon, daß noch andere Lebewesen sich außer ihm in dem tiefen, stillen Waldesraum aufhalten. Welchen gewaltigen Frieden predigt diese erhabene Natur, und doch, welche wilde, heiße Kämpfe hatten hier schon stattgefunden! Nicht mit den edlen Geschöpfen, die hier so waldmännlich gehgt und gepflegt wurden, nein, mit der Bestie Mensch, die hier in den wildreichen Bergen sich über die Befehle hinwegsetzten und die Jagd als ein freies, Jedermann zustehendes Recht betrachteten, die in ihrer Wildheit und Kühnheit, waren sie ertappt worden, auch nicht vor der Vernichtung eines Menschenlebens scheuten.

Erst vor einem halben Jahre war Förster Römer hierher versetzt worden, in der festen Zuversicht, daß es ihm, dem unerschrockenen und pflichterfüllen, oft als überaus tüchtig erprobten Beamten endlich gelingen werde, der hier so zahlreich und verwegenen hausenden Wilddiebe Herr zu werden. Schon ein halbes Jahr war er Tag und Nacht mit seinen Unterbeamten unterwegs und noch war ihm kein Fang gelungen. Es war wie verhegt. Wie lockte sein Blut in ehrlichem Joren, wenn er auf seinen Parouillengängen wieder und wieder den Aufbruch eines Rehbockes recht wie zum Hohn mitten auf die Schneefee gelegt fand, oder im Heibelbergerstrüßchen seinen Fuß plötzlich in der Drahtschlinge gefangen sah. Was hatte er nicht alles eronnen und ange stellt, um einen dieser Kerle zu erwischen!

Umsonst! Noch war ihm keiner in die nosk! so schlau gestellten Fallen gerathen, oft hatte er geglaubt, eine Fährte gefunden zu haben und sie verfolgt, hundlang — dann war sie plötzlich mitten im Wald abgesehen, wie ausgelöscht, als wenn der Salunte von diesem Platz „fortgeflogen“ wäre, wie ein Vogel.

Pfötzlich war ihm, als habe er fernab hinter dem Berggülden einen Schuß gehört. Hatte er sich getäuscht? Aber nein, da wieder. Deutlich hörte er es. Bei dem frostklaren Wetter war jede Täuschung ausgeschlossen.

Und schon lief er quer durch das Gestell.

Mächtig ging ihm der Athem aus und sein Laufen ging in schnelles Gehen über. Es war auch nicht so einfach, den steilen Berghang empor zu klimmen, wo man bei jedem Schritt ausrutschte.

Langsam, aber unentwegt, steigt er weiter. Da fuhr es ihm plötzlich wie ein Lichtstrahl durchs Gehirn. War es ihm nicht mehrmals schon passiert, daß er einem Schuß nachgegangen war, ohne etwas zu finden, daß sich dann aber gerade in dem Revier, wo er sich zuerst befunden, am anderen Morgen frischer Ausbruch nur zu deutlich gezeichnet hatte, daß er von einem Spieghelsten des Wilddiebes auf falsche Fährte gelodt war, damit dieser besorgungslos sein schändliches Handwerk ausüben konnte? War es vielleicht auch diesmal so veranschlagt? Der Weg nach dem vermeintlichen Schußort war noch weit und wenn er hin-

lam, fand er von dem Täter wahrscheinlich wieder keine Spur, zumal dort die große vertehrreiche Landstraße vorüberführte, wo jede Spur bald verwischt war. Lieber wollte er hier warten, wenn auch vielleicht vergeblich.

Hinter einem der zahlreich umherliegenden Felsblöcke lauerte er sich nieder. Noch war es hell, er konnte den ganzen Bergabhang übersehen. — Stunde auf Stunde verirrnt, längst ist der Mond aufgegangen und nur schwach beleuchtet sein Schein den Abhang. Auf dem Sohlweg schleichen zwei dunfle Gestalten heran. Lautlos. Und eben so lautlos löst sich hinter dem Felsblock droben die Gestalt des Försters vom Boden und den Schatten der dicken Buchenflämme benutzend, schleicht er Schritt für Schritt den Abhang hinab.

Von den beiden Gestalten kann er nichts mehr sehen, aber er kennt die Richtung, die sie eingeschlagen und folgt ihnen. Auch zeigt ihm drunten im Unterholz ab und zu das kurze, schwache Aufleuchten eines Fündhölzchens ihre Anwesenheit.

Aha, die suchen die ausgelegten Schlingen ab. So schnell er bei aller Vorsicht kann, folgt er ihnen, ohne daß er sie selbst sieht. Jetzt scheinen sie auf dem Wege zu sein, er erlaubt ihre Schritte zu hören, gar nicht weit vor ihm.

Endlich sichtet sich der Wald. Richtig, dort vorn schreiten sie über die Wiese, beutefeladen.

Schnell hinter den dicken Randbaum, das Gewehr im Anschlag. „Hall! Gewehr nieder!“ donnert er ihnen nach.

Ein Rud, ein Bliz, ein rollender Donner. „Siff!“ Ein Pfeifen drückt an seinem Ohr, dann hört er die Kugel hinter sich in einen Stamm schlagen.

Im selben Moment träumt sich sein Finger am Abzugsbügel. — Als sich der Rauch verzoogen, sieht Römer einen schwarzen Klumpen an der Stelle, wo die beiden eben standen. Der Klumpen bewegte sich. Aha! also einer ist getroffen.

Drücken, schon zu weit ab, läuft der andere, Maer er laufen, er wird schon von dem launen Arm der Gerechtigkeit morgen gefaßt werden, der den einen schon ergriffen hat.

Und vorsichtig, das Gewehr noch im Anschlag, schreitet Römer dem Verwundeten zu.

Doch der rührt sich nicht mehr. Für ihn ist bereits das große „Halali!“ erklungen, er ist abgerufen in die ewigen Jagdgründe. Er liegt mit dem Gesicht nach unten.

Als ihn der Förster umdreht, um ihn zu erkennen, blickt er in das Antlitz — keines ersten, ach, als so tüchtig geltenden Forstläufers.

Das Räthsel gelöst.

Die hübschen Finger.



Chef (zu seiner Buchhalterin): „Es ist nicht meine Gewohnheit, meinen Angeestellten immer auf die Finger zu sehen; aber bei Ihnen, Fräulein Jse, thue ich es doch gar zu gern.“

Der Pantoffelhieb.

Einemann (der auf dem Heimwege von der Anhöhe von Raufbolzen überfallen worden ist): „Ach, will Ihnen alles vergehen, meine Herren, aber geben Sie mir wenigstens eine Bescheinigung, daß Sie mich so zugerichtet haben. . . sonst sagen meine Freunde wieder, das hätte meine Frau gethan.“

Parte Wohnung.

A.: „Gestern bin ich einem Herza begegnet, der Ihnen zum Verwecheln ähnlich sah!“
B.: „Na, da nehmen Sie sich nur in acht, daß Sie dem nicht die 10 Dollars geben, die ich Ihnen vor einem Vierteljahr gepumpt habe.“



Bankier (zur Gattin): Der Baron hat noch gar nicht gefragt nach der Wittigst unserer Rosa?
Gattin: Au, vielleicht liebt er se gar.